

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

E. Friedel, H. Jentsch: Kleinere Mitteilungen.

liche Differenzen sich erhalten haben. Das lehrreichste Beispiel ist das Rheinthal zwischen Basel und Mainz mit den Vogesen und dem Schwarzwald zu beiden Seiten. Ich glaube nun, dass solche Störungen in der langen Epoche der Vergletscherung oder nach derselben nicht werden gefehlt haben. Wohl hat man in unserer Heimat in den Sand- und Thonschichten des Diluviums und des Tertiärs Störungen, besonders Stauchungen aller Art beobachtet, aber man hat sie nicht auf die Bewegungen der Erdrinde zurückgeführt, sondern hat ihre Ursache in der Druck- bzw. Schubkraft des anrückenden Gletschereises gesucht. Die Erscheinungen am Scharmützelsee schliessen aber eine tangential wirkende Kraft vollständig aus, weil hier die Linien senkrecht verlaufen. Es ist nun auffällig, dass diese Verwerfungslinien bei uns nicht häufiger gefunden worden sind, so häufig, wie in den gebirgigen Teilen Deutschlands. Einmal kommt es wohl daher, weil jene Gegenden aus alten und uralten Gesteinen bestehen, welche also viel länger schon den Störungen ausgesetzt gewesen sind, alsdann aber verwischt der Regen in den Ziegeleigruben diese Linien leichter oder sie verströmen schneller als in dem festen Gestein. Deshalb glaube ich, bis jetzt wenigstens für diesen einen Fall, neben den Stauseen der Moränengebiete und den Auswaschungsseen der Abschmelzgebiete auch noch Grabenseen einfügen zu dürfen.

---

## Kleinere Mitteilungen.

---

„Um das Rhinoceros zu sehen“ ist der Anfang einer bekannten Gellertschen Erzählung. Weniger bekannt dürfte es sein, dass, wie das „Kl. J.“ mitteilt, dieses selbe Rhinoceros am 16. Oktober 1746 hier in Berlin in einer Bretterbude auf dem Spittelmarkt gegen ein Entree von einem halben Gulden gezeigt wurde und — gute Geschäfte machte. Letzterer Umstand erklärt sich daraus, dass seit Domitian erst 2 Tiere dieser Art Europa besucht hatten, und zwar 1513 und 1737, jenes Portugal, dieses England. In Berlin war also 1746 das Rhinoceros ganz fremd.

Über die Herkunft des Wortes Bronze enthält das neueste Heft der „Revue Archéologique“ einen interessanten Aufsatz aus der Feder des bekannten Chemikers Berthelot. Zum ersten Male wird die bekannte Metallmischung unter diesem Namen in einem mittelalterlichen Traktat über die Behandlung der Metalle erwähnt, der keinesfalls jünger als das 16. Jahrhundert ist, und zwar in der Form *βροντήσιον*, d. h. brondision; dadurch wird man auf die Stadt Brundisium (Brindisi heutzutage) geführt, in welcher eine besondere Art von Erzmischung fabriziert wurde, die von Plinius als aes



Brondusinum (ebenso wie aes Corinthium von Corinth den Namen hat u. s. w.) bezeichnet wurde. Wie aus aes Cyprium das Wort Kupfer (cuivre), so scheint aus aes Brondusinum das Wort Bronze gebildet zu sein.

Februar 1889.

**Einen altmärkischen Hochzeitszug** mit den althergebrachten Sitten und Gebräuchen konnte man letzthin in Cheine sehen. Morgens gegen 9 Uhr kam, wie man aus Salzwedel berichtet, der Bräutigam, begleitet von einem Trupp Reiter, um die Braut zur Hochzeitsfeier zu holen, die in Klein-Gerstedt stattfand. An der Grenze des Ortes wurde Halt gemacht; es sprengten zwei durch Schärpen kenntlich gemachte Reiter voraus, um bei der Braut anzufragen, ob sie geneigt sei, den Bräutigam zu empfangen und sich zum Altar führen zu lassen. Nachdem sich die Braut bereit erklärt hatte und die Botschaft überbracht war, hielt der Bräutigam mit seinen Freunden, ein berittenes Musikkorps an der Spitze, seinen Einzug in den Ort. Nach erfolgter Trauung und einem kräftigen Imbiss trat das junge Paar die Hochzeitsreise an. Den Zug eröffnete wieder ein Musikkorps zu Pferde. Hierauf folgten wohl an dreissig Reiter, deren Pferde auf das Schönste bekränzt waren. Hinter diesen kam der Brautwagen, dem sich die geladenen Gäste aus Cheine anschlossen, wohl an 20 Wagen voll. An vielen Stellen, die der Zug passieren musste, waren von Zuschauern Leinen über den Weg gesperrt; das Brautpaar musste jedesmal erst ein angemessenes Wegegeld zahlen, bevor der Zug weiter ziehen konnte. Nachdem man endlich die Klein-Gerstedter Grenze erreicht, war abermals grosses Rendezvous, um bei der Mutter des Bräutigams anfragen zu lassen, ob die Braut willkommen sei. Ein Korb mit Kuchen und eine Flasche Wein, welches beides den anfragenden Reitern für das junge Paar von der Schwiegermutter übergeben wurde, drückte deren volle Genehmigung aus, und nun erst ging es mit Sang und Klang zum Dorfe hinein, wo unter Teilnahme von über 300 Personen drei Tage lang Hochzeit gefeiert wurde.

B. Lokal-Anz., 1. April 1896.

In ähnlich opulenter Weise werden ab und zu noch jetzt Hochzeiten in den reichen Bauerndörfern unserer Uckermark gefeiert.

**Klugheit des Storchs.** Von einer alten märkischen Klostermauer (vielleicht in Lindow) sagt Th. Fontane (Der Stechlin. Berlin 1899, S. 98) „Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben und nur das eine konnte wieder beruhigen, dass sich auf höchster Spitze ein Storchenpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiss, ob etwas hält oder fällt.“

Diese zutreffende Beobachtung Theodor Fontanes bestätigt sich durch Bernau. Bekannt ist in unserm Vorortstädtchen das stets besuchte Storchennest auf dem Pulverturm neben dem Königsthore, in welchem sich die Städtische Altertümersammlung befindet. Nun ist noch ein anderer Thorturm da, ähnlich dem Pulverturm, auf welchen ein Wohlweiser Rat schon wiederholt ein Wagenrad hat legen lassen, um den Menschenfreund Adebar zum



Nisten einzuladen. Er thut es aber nicht, obwohl die Gelegenheit dort wie hier gleich günstig erscheint. Meister Langbein handelt aber sehr richtig und vorsichtig, wenn er auf den zweiten Turm sich nicht einlässt: es hat nämlich in denselben bei Menschengedenken der Blitz dreimal eingeschlagen. Entweder haben die Störche beim Königsthor dies herumerzählt oder die etwaigen sonstigen nistbaren Störche haben irgend wie gewittert, dass die fragliche Turmspitze nicht geheuer sei.

In Anerkennung des braven Kneppner alias Adebar beschlossen denn auch die Stadtväter von Bernau im August 1899 das Storchennest auf dem Pulverturm durch Aufbringung eines frischen, eichenen Rades von neuem zu sichern.

Dies vogelfreundliche Verhalten der Gemeinde-Verwaltung verdient das vollste Lob und vor allem Nachahmung in anderen Ortsgemeinden.

E. Friedel.

Die Jungfernmühle in <sup>Buckow</sup> Rudow bei Berlin. In Rixdorf beging kürzlich der Mühlenmeister Wienecke das Fest der silbernen Hochzeit. Dieses Familienfest erinnert daran, dass der Jubilar Eigentümer der historischen und wohl auch vielen unserer Leser bekannten „Jungfernmühle“ ist, die bis vor sieben Jahren an der Bergstrasse zu Rixdorf stand, dann aber, da ihr durch die fortschreitende Bebauung der Wind weggefangen wurde, nach Rudow verlegt werden musste. Diese aus aussergewöhnlich festem Kernholz erbaute Mühle wurde ursprünglich in Sanssouci neben der durch Friedrich den Grossen berühmt gewordenen Mühle errichtet. Von dort wurde sie später nach Potsdam verlegt, wo sie ihren Platz vor dem Nauener Thor erhielt. Hier bekam sie auch durch ein tieftrauriges Ereignis den Namen „Jungfernmühle“. Die schöne jungfräuliche Tochter des damaligen Müllers wollte sich, als die Mühle an ihrem neuen Standort wieder aufgebaut war, das Werk ansehen. Kaum hatte sie den Mühlberg bestiegen, als ein heftiger Windstoss erfolgte, so dass ihre Kleidung dem einen Windflügel zu nahe kam und sich in demselben verfang, sodass das Mädchen mit in die Luft gerissen wurde. Die entsetzten Eltern fanden ihre Tochter mit zerschmetterten Gliedern tot am Boden liegend wieder. Zum steten Andenken an dieses unglückliche Vorkommnis liess der Vater das Bildnis der Jungfrau in Eichenholz schnitzen und an der Mühlenwelle anbringen, wo es noch heute zu sehen ist. Von Potsdam ward die Jungfernmühle später nach Rixdorf verlegt, und von hier ist sie, wie bemerkt, nach Rudow gekommen, wo sie sich noch auf hohem Berge befindet und meilenweit ins Land hineinschaut. B. L. A. 21. 2. 1899.

Überwinternde Schmetterlinge. Vom Trauermantel (*Vanessa antiopa*) und Pfauenaug (V. io). „Diese Tierchen (Trauermäntel) sterben bald nach ihrer Hochzeit, und wie oft habe ich nicht eine Mutter tot an demselben Zweige hängen gefunden, um den sie ihre Eier gelegt hatte. Wenn sie sich aber nicht vermählen, so erstarren sie, und seht, in einer Felsenritze geduckt, oft in Schnee und Eis gefroren, überdauert dieses



gebrechliche Wesen den harten Winter des Waldes, und erlebt dann seinen versprochenen Frühling. Habt Ihr noch nie schon beim ersten Sonnenblicke, wenn noch kaum Halm und Gras hervor ist, einen Falter fliegen gesehen mit ausgebleichten zerfetzten Flügeln, wie ein vorjährig verwittert Blatt? — Dies ist so ein Überwinterer.“ Ad. Stifter, Studien I, Der Hochwald. 235.

Im Nov. 1898 fand ich bei Berlin ein Tag-Pfauenaugle lebend unter einem Stein in einer Art Winterschlaf.

Vergl. auch Handtmann in „Brandenburgia“ VII, 355.

E. Fr.

**Der Schöneberger Meilenstein**, der an der Ecke der Wieland-Strasse in dem Friedenauer Ortsteile von Schöneberg stand, hat bei der Regulierung der alten Provinzial-Chaussee entfernt werden müssen. Bei dieser Gelegenheit ist er total vernichtet worden, weil niemand an seinen historischen Wert gedacht hat. Dieser Meilenstein ist von König Friedrich Wilhelm III. errichtet worden. Der König, der seine Fahrten von Berlin nach Potsdam zu Wagen zurücklegte und dies auch dann noch that, als 1838 die Potsdamer Bahn im Betriebe war, liess auf der Potsdamer Chaussee drei Meilensteine errichten. Der erste war der jetzt abgerissene, der zweite steht heute noch in Zehlendorf, während der dritte, ebenfalls noch vorhandene sich hinter Wannsee befindet. Diese Meilensteine erheben sich auf einem Unterbau von Granit in Gestalt einer hohen Säule, die von einer Kugel aus Metall mit blinkender Spitze gekrönt wird. An der Vorderseite steht in lateinischen Ziffern und Lettern I, II, bezw. III Meilen von Berlin. Die Entfernung der Meilenzahl ist vom Dönhofsplatz bemessen worden, wo früher ein grosser Obelisk den Ausgangs-Meilenstein an der Stelle bezeichnete, wo heute das Stein-Denkmal steht.

**Vom Böten.** Der Lieutenant von Poggenpuhl sagt zu seiner an Reissen leidenden Mutter, der Majorswittib: „Aber sage Mutter, hast Du denn schon „böten“ lassen?“

„Böten?“

„Ja, böten. Böten ist pusten und besprechen oder so was wie mit Sympathie. Das hilft immer. Wir haben da eine alte Pohlsche, sowie die Iospustet, ist es weg.“

Theodor Fontane: Die Poggenpuhls. — Berlin 1896. S. 28.

Vergl. E. Friedel: Vom Böten: „Brandenburgia“ VI, S. 374—376 und K. Poetters: Noch etwas vom Böten: VIII, S. 225—240.

E. Fr.

**Über den Poeta Laureatus Christian Pudor.** Christian Pudor, dessen die Geschichte der Straussberger Stadtschule von B. Seiffert (Archiv der „Brandenburgia“ VI, S. 60, No. 32) gedenkt, hat als Geistlicher die im 17. Jahrhundert allerdings nicht seltene Auszeichnung erfahren, zum Dichter gekrönt zu werden. Mit den wissenschaftlich gebildeten Kreisen seiner Vaterstadt Guben hatte er dauernd die Verbindung aufrecht erhalten und



z. B. 1655\*) als Schüler des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster seinem ehemaligen Lehrer, dem Gubener Rektor C. Langhans in einem lateinischen Gedicht gratuliert. Bei der grossen Zahl seiner poetischen Leistungen in deutscher und lateinischer Sprache war es daher nicht zu verwundern, dass ihm der Lorbeerkrantz zu teil wurde, als sich in der Heimatstadt die Gelegenheit bot, um ihn zu werben. Der sachsen-merseburgische Salzamts-Hauptmann zu Guben und Gegenhändler des Markgraftums Niederlausitz Jacob Klincksbeil von Grünewald war als kaiserlicher Pfalzgraf (Com. Caes. Pal.) ermächtigt, Dichterkrönungen vorzunehmen und hatte bereits am 26. September 1668 den Rektor des Luckauer Lyceums, Christian Crucia, mit dem Lorbeer geschmückt. 1669 verlieh er Pudor den Krantz, wahrscheinlich in den Festräumen des landesherrlichen Salzamts, des ehemaligen Klosters vor Guben. Der nunmehrige Poeta laureatus liess alsbald zu Berlin ein deutsches Lobgedicht von der Poesie (144 Verse) mit angehängtem Dankliede an seinen Gönner von Grünewald drucken. Der Schluss des ersteren lautet:

Der Kayser Leopold ist auch noch heute hold  
Dem weisen Tichtervolck. Er lässt den Fleiss belohnen,  
Den man auf Tichten wendt, mit grünen Lorbeerkrönen;  
Mit Kronen, welche man viel höh'r und werther schützt,  
Alss Croesus Geld und Gold: Mit Kronen, so da setzt  
Der Kayser Helden auf; mit Kronen, so verletzen  
Der Donner niemahls kann; mit Kronen, so ergetzen  
Die, so damit gekrönt; mit Kronen, so der Neid  
Muss lassen ungekränckt; mit Kronen, so die Zeit  
Hier nicht verzehren kann; mit Kronen, so da grünen,  
So lange dieses Rund vom Himmel wird beschiene . . .

Nun diese Krone hat (wiewohl ich mich geschätzt  
Nicht würdig solcher Ehr) mir neulich aufgesetzt  
Durch den von Grünewald der Kayser Leopold,  
Daraus ist g'nug zu sehn, dass er Poeten hold,  
Von wem ist, der mich krönt, in den Pfaltz-Graffen-Orden  
In Wien mit grosser Ehr und Ruhm erhoben worden?  
Vom grossen Leopold. . . Kommt, kommt vom Helicon,  
Ihr Musen, danckt mit mir für diese werthe Kron.

Alle erwähnten Gedichte Chr. Pudors sind abschriftlich erhalten in dem handschriftlichen Sammelwerke des emeritierten Kantor J. G. Stephani, „500 gelehrte Gubener“ v. J. 1729.  
Guben. H. Jentsch.

\*) In demselben Jahr besang er als Chorpräfekt in einem lateinischen Gedicht von 397 Hexametern, das er bei einer Feierlichkeit aus dem Gedächtnis vortrug, die Geschichte der Judith. Der Anfang lautet:

En! nunc arma canam viduae victricia castae  
Judithae, dirum quae fortiter ense corusco  
Assyrium regem privavit vita Holofernem.

Im Druck ward die Arbeit mit Lobgedichten des Rektor Heintzelmann, Konrektor Schirmer, Subrektor Treuer und Subkonrektor Weber, sämtlich am Kloster-gymnasium ausgestattet.



**Der Berliner Gemeindefriedhof zu Friedrichsfelde** umfasst zur Zeit 25 ha 53 a 22 qm. Die Zahl der bis Ende März 1898 daselbst bestatteten Leichen beträgt 44 502, die jährliche Durchschnittsziffer derselben 2300 bis 2400 Leichen. Nach dem Tarif vom 4. Oktober 1881 werden Familienbegräbnisse, Wahlstellen, Stellen in gewöhnlicher Reihe und Freigräber (früher Armengräber genannt) unterschieden. Die letztgenannte Klasse wird unentgeltlich gewährt. Die Familiengräber, falls sie in baulichen Würden erhalten werden, verbleiben so lange, als der betreffende Friedhofsteil überhaupt als solcher existiert, alle übrigen Gräber 20 bis 25 Jahre. Seit kurzem ist auf der neuen Bahn Berlin-Wriezen ein Personenhaltepunkt „Centralfriedhof“ eingerichtet, welcher hart an letzterem liegt. Die Einrichtung des Friedhofs unterscheidet sich von sämtlichen europäischen Begräbnisplätzen dadurch, dass er von vornherein als ein Park eingerichtet ist und als ein solcher benutzt wird. Am ähnlichsten kommt ihm der Centralfriedhof von Hamburg zu Ohlsdorf, welcher aber mit grösserer Fiskalität ausgenutzt wird und im Vergleich nicht so viel Parkgelände aufzuweisen hat. Die Verwaltung des Wiener städtischen Centralfriedhofs hat soeben von den Einrichtungen des Friedrichsfelder Gottesackers genaue Kenntnis genommen und sich die Pläne, Dienstanweisungen, Besuchsordnung und Tarife kommen lassen. Die letzteren sind ungleich höher als die Berliner städtischen Normen, auch ist der Wiener Friedhof leider in der „ärarischsten“ Weise für Beerdigungen, ohne einigermaßen ausgedehnte Parkanlagen, in Anspruch genommen.

E. Fr.

## Bücherschau.

**Dr. Gustav Albrecht:** Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 5—9). Berlin 1900. Verlag von Fr. Zillesen. Preis 30 Pf.

Dem 1. Heft der Monographie über die Denkmalsgruppen in der Siegesallee, welches im VII. Bande des Monatsblattes auf S. 354 besprochen wurde, ist nunmehr das 2. Heft gefolgt. Es enthält kurze, aber erschöpfende historische Erläuterungen zu den Gruppen der letzten Askanierfürsten (5—9) von dem Brüderpaar Johann I. und Otto III. bis zu Heinrich dem Kinde. Ausser einer übersichtlichen Darstellung der Regierungszeit des betreffenden Fürsten bringt jedes Kapitel zuverlässige Nachrichten über die Zeitgenossen, von denen viele dem Publikum meist nur dem Namen nach bekannt sind. Durch die kleine Schrift ist jedem Besucher der Siegesallee Gelegenheit gegeben, sich genau über das Leben und Wirken der dargestellten Personen zu unterrichten, und hierdurch wird das Interesse an den Kunstwerken ganz erheblich gefördert. Welchen Anklang das 1. Heft der Monographie bereits in Volkskreisen gefunden, bezeugt der Umstand, dass die Schrift vielfach zur Anschaffung in Volks- und Schulbibliotheken empfohlen und in einigen Provinzial-Schulen sogar als Schulprämie verteilt worden ist. Im Interesse der Heimatkunde ist eine weite Verbreitung der Schrift, welche je nach Enthüllung der weiteren Gruppen fortgesetzt wird, zu wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin Bernburgerstrasse 14.